

# Trinität: Predigt zu Inst. 1.13

## Vorrede: Über Gott streiten?

Liebe Gemeinde, Wir alle kennen die Gesprächssituation in einer Debatte. Die Personen, die da miteinander reden, sitzen an einem Tisch, aber jede für sich. Jede für sich hat ein Arsenal von Argumenten bei sich. Jede für sich weiss schon, auf was sie hinaus will. Das Votum der anderen benutzt sie dazu, in Gedanken an der eigenen Erwiderung zu feilen. Die Atempause des Vorredners dient dazu, ihn zu unterbrechen und rasch die eigenen Wort-Pfeile abzuschliessen. An den Meinungen der anderen lässt man kein gutes Haar. Man sieht nur Unterschiede. Man verteidigt blosse Annahmen. Man versucht, die anderen von der eigenen Position zu überzeugen. Wer heftiger mit Worten um sich schlägt, hat Chancen, sich durchzusetzen. Zuhören – ausreden lassen – nachfragen wie etwas ge-meint war um besser verstehen zu können – solche Gesprächsmethoden sind der Debatte fremd. Kein Wunder kommt doch das Wort Debatte vom lateinischen *debatto* = herunterschlagen. Nicht besser ist es mit der Diskussion, die im Wortsinn eine Zerschlagung bedeutet. In die Gesprächssituation einer solchen Debatte sehe ich mich versetzt, wenn ich das lange 13. Kapitel im ersten Teil der Unterweisung von Johannes Calvin lese. Darin entfaltet er die christliche Trinitätslehre in Auseinandersetzung mit verschiedensten theologischen Gegnern. Diese gehören zum Teil in Zeit der Alten Kirche. Damals wurde in den Konzilien des 4. Jahrhunderts festgelegt, wie das Verhältnis von Gott Vater, Gott Sohn und Gott dem heiligen Geist so bestimmt werden kann, dass Gott der Eine bleibt, aber doch in 3 verschiedenen Seinsweisen wirkt. Scheinbar haben die Formulierungen der Alten Kirche bis in Calvins Zeit hinein keine wirkliche Klärung gebracht, weshalb er erneut Gegner ortet, die den Begriff „Dreieinigkeit“ falsch verstehen und deren Irrlehren er zu beseitigen habe. Dabei bedient er sich einer Sprache der Konfrontation und der Abgrenzungen. Die theologischen Gegner, zu denen er auch die jüdischen Ausleger zählt, bezichtigt er des Irrtums, der schändlichen Unwissenheit und des fluchwürdigen Wahns. Er wirft ihnen vor, Schriftzeugnisse missbräuchlich anzuführen und töricht zu klaffen, wo es doch um die Unermesslichkeit Gottes gehe.

O-Ton Calvins: „Solche Ausdrücke wie Dreieinigkeit kommen vor allem dann in Gebrauch, wenn die Wahrheit gegen ihre Feinde, die ihr durch allerlei Winkelzüge entgehen wollen, behauptet werden muss. Das erfahren wir heutzutage mehr als genug, wo die Bekämpfung der Feinde reiner und gesunder Lehre unsere Hauptarbeit ist und wo diese glatten Schlangen durch allerlei Windungen und Krümmungen entschlüpfen, wenn man sie nicht tapfer anpackt und zusammendrückt.“

Tapferkeit in seiner Konfrontation spreche ich Calvin nicht ab. Man merkt an der emotionalen Heftigkeit seiner Schrift, dass es ihm um ein Herzstück christlichen Glaubens geht. Dennoch stehe ich als Theologin zu Beginn des 21. Jahrhundert an einem anderen Punkt. Die damaligen Abgrenzungen sind mir fremd. In meinem theologischen Denken bin ich geprägt vom ökumenischen Dialog mit der katholischen und den orthodoxen Kirchen und vom Dialog zwischen den Religionen. Heute wissen wir, dass wir den Weltfrieden ohne den Frieden unter den Religionen nicht erreichen können. Deshalb formulieren wir heute unser Glaubenszeugnis nicht gegen andere, sondern vielmehr in Beziehung zu anderen Konfessionen und Glaubenswegen. Wir hören anderen Bekenntnissen zu, lernen von anderen und verstehen gleichzeitig die eigenen Grundlagen tiefer und klarer.

Aus diesem Grund werde ich heute etwas zur Trinität sagen, aber nicht direkt zum Text von Calvin. Dialog gelingt ja immer dann, wenn beide Seiten aus der gründlichen Kenntnis der eigenen Tradition schöpfen können. Ich frage: Was ist denn das unverwechselbare christliche Bekenntnis. In welchen Sätzen drückt es sich aus. Ich kenne in unserer Tradition keinen Text, der treffender die Grundstruktur des christlichen Glaubens zusammenfasst als das apostolische Glaubensbekenntnis. In den meisten Reformationskirchen gehört es zur Liturgie jedes GD.

## Lesung: Apostolisches Glaubensbekenntnis

Ich glaube an Gott, den Vater, den Allmächtigen, den Schöpfer des Himmels und der Erde,  
und an Jesus Christus, seinen eingeborenen Sohn, unsern Herrn,  
empfangen durch den Heiligen Geist,  
geboren von der Jungfrau Maria,  
gelitten unter Pontius Pilatus,  
gekreuzigt, gestorben und begraben,

hinabgestiegen in das Reich des Todes,  
am dritten Tage auferstanden von den Toten,  
aufgefahren in den Himmel;  
er sitzt zur Rechten Gottes, des allmächtigen Vaters;  
von dort wird er kommen, zu richten die Lebenden und die Toten.  
Ich glaube an den Heiligen Geist,  
die heilige, allgemeine, christliche Kirche,  
Gemeinschaft der Heiligen,  
Vergebung der Sünden,  
Auferstehung der Toten  
und das ewige Leben. Amen.

## **Predigt**

Gewiss, liebe Gemeinde: Kein Wort in diesem Text, das nicht zu Beginn des 3. Jahrtausends neu verstanden und übersetzt werden müsste. Der kulturellen Brüche zwischen Antike, Mittelalter und Moderne bin ich mir bewusst. Und doch handelt es sich um einen Grundtext, an dem wir uns das unverwechselbar Christliche klarmachen können.

Das Besondere an diesem Bekenntnis ist nicht sein Alter, sondern seine Kürze. Es umreißt die Grundstruktur des christlichen Glaubens: der Glaube an Gott als Vater und Schöpfer, an Jesus Christus als Sohn sowie an den Heiligen Geist. Dabei legt es sich nicht auf eine Theorie ihrer Verbindung fest. Das Bekenntnis ist präzise und doch offen für verschiedene Zugänge. Es ist unzweideutig in den Aussagen und doch mehrdeutig. Es eröffnet Gestaltungsspielräume des Denkens und Glaubens.

Schauen wir auf den Text als Ganzen, fasziniert der Bauplan. Er wirkt wie ein Stück Architektur, das extremen Belastungen und Spannungen standhalten muss. In 22 Zeilen sind gewaltige Dimensionen angesprochen. Klüfte zwischen oben und unten, Himmel und Erde, Tod und Leben, Schöpfung und Geschichte, ich und weltweiter Gemeinschaft.

„Ich glaube“ so beginnt alles. Die zwei Worte lassen noch erahnen, dass sie ursprünglich in eine Tauf liturgie gehörten und ihnen Fragen vorausgingen: Glaubst du? Ich glaube. Alles beginnt also mit dem Subjekt, Mann und Frau. Ich, das Individuum, wird nicht über-gangen, im Gegenteil, aufgewertet. Auf mich kommt es entscheidend an. Nicht nur meine Meinung ist gefragt, sondern mein zustimmendes Vertrauen und persönliche Aneignung, damit der Text lebendig wird, damit Geist hineinkommt in die Buchstaben. Und jetzt geht der Blick von diesem Ich aus ins Grosse, Universale, überschreitet Raum und Zeit. Ich – Gott – Schöpfung von Himmel und Erde. Grösstmögliche Spannung in den ersten Zeilen. Sie setzt sich fort in den völlig konträren Bezeichnungen Gottes. Gott Vater – der Allmächtige. Ist es mein Vater? Vater aller Menschen? Wie komme ich dazu so ver-traut vom Unendlichen zu reden, vom Unermesslichen, wie Calvin sagt? Als wäre der Text über sich selbst erschrocken, setzt er zu Vater das Wort allmächtig. Ein Brückenwort zwischen Gott als Vater und Gott als Schöpfer. Es verbindet einerseits Winziges und Höchstes und schützt andererseits Gott vor intimer Vereinnahmung.

Die Spannung im Gottesbild macht Herzklopfen. Der Gott, den ich als Vater anzureden wage, ist zugleich zu denken als der Schöpfer von allem. Psalm 8, den wir vorher gebetet und gesungen haben, leitet an, wie wir die Aussage einordnen müssen:

Du, unser Herrscher, wie gewaltig ist dein Name auf der ganzen Erde, über den Himmel breitest du deine Hoheit aus.... Wenn ich deinen Himmel schaue, das Werk deiner Finger, Mond und Sterne, die du hingesezt hat: Was ist der Mensch, dass du an ihn denkst? Und des Menschen Kind, dass du dich seiner annimmst? Dass ich als Christin überhaupt Gott Vater nennen darf, macht ohne eine weitere Erklä-rung der 2. Abschnitt deutlich, verbunden mit dem ersten durch ein schlichtes, aber folgenreiches und. Die Kühnheit Gott gegenüber verdanke ich dem einzigen Sohn: Jesus Christus. Plötzlich begreife ich den inneren Zusammenhang der beiden Glaubensartikel. Vater war von vornherein ein Beziehungswort. Es wies nach vorne und verlangte das Gegenüber eines Sohnes. Kaum ist sein Name genannt, wird er umstellt von grossen Bedeutungen: Christus, Sohn, Herr. Was ist der Grund, dass es zu dieser Glaubensgeschichte kommen konnte?

Auffallend ist auch der Wechsel von ich zu unser. Es heisst nicht: „...und an Jesus Chris-tus, meinen Herrn“, sondern „unsere Herrn“. Noch unverständlich, aber vielleicht auch ein Fingerzeig in den dritten Abschnitt des Bekenntnisses, wo die Gemeinschaft in den Blick kommt.

Was für eine Gestalt tritt uns aber in Jesus entgegen? Wir erfahren kein Wort über seine Verkündigung und

sein Wirken im Diesseits. Aber genug über sein Geschick. Und wieder braucht es keine theologische Theorie, um Nachdenken anzustossen; die Aussagen sind karg und aufregend. Von ein und derselben Person gilt: geschaffen vom Geist, geboren von einer jungen Frau, Leiden, Kreuz, Tod und Grab. Das Spirituellste und das Brutalste auf engstem Raum vereint. Eine Geschichte, die ganz oben beginnt, mit Gottes Initiative, und ganz untern endet, im Machtbereich eines Pontius Pilatus. Welch ein Abstieg! Ursprung im heiligen Geist – Ende unter dem römischen Statthalter. Seit zwei Jahrtausenden erklingt ausgerechnet sein Name immer dann, wenn Christen ihren Glauben bekennen, der Name eines römischen Provinzgouverneurs aus einer abgelegenen Weltgegend. Pontius Pilatus.

Dem Abstieg folgt sogleich – ebenso dramatisch – der Aufstieg nach ganz oben. Von dem es eben noch hiess gekreuzigt, gestorben und begraben, von dem heisst es jetzt auferstanden, in den Himmel aufgenommen. Soeben noch in Elend, Leid und Tod, ist er jetzt in einzigartiger Stellung zur Rechten Gottes. Doch auch hier bleibt er nicht. Das Drama ist mit seiner Rückkehr zu Gott nicht beendet; er wird wiederkommen um zu richten.

Schauen wir nochmal die Bewegung in diesen 13 Zeilen des Bekenntnisses an: Herkunft von Gott – Abstieg ins tiefste menschliche Elend – Aufstieg an die Seite Gottes selbst – Wiederkehr zu den Menschen im Gericht. Die Struktur unserer Glaubensgeschichte ist in ihrer ganzen Kargheit wirklich dramatisch.

Sechs Zeilen noch um den Text zu vollenden. Der dritte Abschnitt kommt auf den heiligen Geist zurück. Er ist derselbe Geist, der bei der Schöpfung und der Empfängnis des Sohnes mitwirkte. Er ist jetzt der Geist des Vaters und auch des Sohnes, der ja an Gottes Seite sitzt. Von solchem Geist bewegt können wir Kirche verstehen als die Gemeinschaft von Menschen, die an Gottes befreiende Initiative in Jesus Christus glauben. Diese Gemeinschaft ist mehr als die irdischen Kirchen. Sie ist Gemeinschaft der Heiligen, d.h., sie geht über Zeiten und Räume hinweg, ist eine Erinnerungsgemeinschaft. In ihr wird den Glaubenden zugesagt, was Jesus schon erfahren hat: Vergebung der Sünden und Auferstehung von den Toten, ewiges Leben.

So schliesst sich der Kreis: Oben und Unten, Himmel und Erde, Tod und ewiges Leben, Schöpfung und Geburt, Ich und Kirche. Das Elementarste mit kürzesten Worten gesagt, offen für Vertiefungen. Und doch nicht beliebig, nicht auswechselbar.

So hoffe ich, dass wir Christen auf der Grundlage unseres Bekenntnisses heute besser mit Glaubenden anderer Religionen ins Gespräch kommen als zur Zeit Calvins. Wir sollten das Eigene in Beziehung zum je Anderen neu buchstabieren. Vom Kern christlichen Glaubens reden mit offenem Blick für das Verständnis der anderen. Entdecken zum Beispiel, dass auch islamische Kommentare zum Koran auffallend oft trinitarisch sprechen, wenn von Gott, seinem Wort und seinem Geist reden. Gibt es da nicht einen Ansatzpunkt für Theologie in neuer Sprache? Nicht in der Sprache der Abgrenzung, sondern der Beziehung?

In solcher Weise mit – nicht gegen – andere vom Glauben reden, ist die grosse Aufgabe unserer Zeit. Ich bin Calvin dankbar, dass er mich gezwungen hat, das in Konsequenz zu denken.

Sonntag, 1. Februar 2009

Hanna Kandal-Stierstadt